Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 21 (1927)

Heft: 5

Artikel: Unsere Lebensführung im Dienste des Reiches Gottes (Fortsetzung). 4., Das Kreuz ; 5., Das Bergpredigt ; 6., Die Armut ; 7., Die Gewaltlosigkeit

Autor: Ragaz, L.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-135574

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wir müssen aus der Fülle, die uns erschlossen ist, nehmen „Gnade um Gnade“.

Und das nun scheint mir auch das letzte Geheimnis der Erlösung des Einzelnen. Es ist so gewaltig und so zart, dass nur wenige Worte es andeuten dürfen. Dann muss es heissen: „Wer es fassen kann, der fasse es.“

Auch für uns als Einzelne ist die Erlösung geschehen, wir müssen sie bloss fassen. Die Quelle fliesst überreichlich, wir müssen bloss daraus schöpfen. Warum sind wir so wenig Erlöste? Weil wir das nicht wissen! Wir mühen uns ab, eine Quelle zu schaffen, wo schon eine fliesst. Wir bringen die Wassertropfen unserer „Werke“ herbei, die doch in der Hitze auf unserer Hand vertrocknen oder im Abgrund der Unendlichkeit der sittlichen Forderung verschwinden. Wir wollen, mit andern Worten, uns selbst erlösen. Aber das ist das Geheimnis: Die Erlösung ist ja da, ergreife sie doch! Auch du bist erlöst — sei es doch! Du starrst auf die Uebermacht des Bösen in dir und hast Angst. Aber diese Uebermacht ist gar nicht vorhanden, ausser für deine Angst. Auch hier ist das Gericht ergangen; du musst bloss seinen Spruch vollziehen. Auch in dir ist die Macht des Bösen, so himmelhoch sie scheint, ganz schwach geworden. „Ein Wörtlein kann sie fällen.“ Glaube daran, fasse dieses Wunder! Was suchst du nach dem Guten, nach der Fülle seines Lebens? Siehe, es ist da, schöpfe daraus! Es ist dein eigen, nimm es an! Ergreife es im Glauben! Du gehst neben einem Paradies in der Wüste einher, weil du das Gute selber machen willst. Aber siehe, es umgibt dich, umleuchtet dich, umfliesst dich. Es ist in Gott, dem Guten und du bist sein Kind; es wird zu dir gesprochen: „Mein Sohn, du bist immer bei mir und alles, was mein ist, ist dein.“ Es ist in Christus Fleisch geworden, du aber darfst an seinem Tisch sitzen, darfst seinen ganzen Reichtum in dich aufnehmen, darfst aus seiner Fülle Gnade um Gnade nehmen; darfst dich in sein Bild verwandeln lassen, von Klarheit zu Klarheit. Die Siegesmacht des Guten ist über dir, um dich, sie fliesst, wenn du willst, in dich. Du bist erlöst, glaube es, sei es! L. Ragaz.

Unsere Lebensführung im Dienste des Reiches Gottes.

(Fortsetzung.)

4. Das Kreuz.

Ueber beiden Formen steht das Wort des Meisters: „Wer mit mir gehen will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich

und folge mir nach."[1]) Es liegt darin zunächst das Selbstverständliche. dass, wer an das Reich glaubt, sich auch für das Reich einsetzt. Er hat künftig nur diesen einen Lebensinhalt; dieser ist die köstliche Perle, an die er alle andern gibt, um dadurch nur desto reicher zu werden; er ist der unermessliche Reichtum seines Lebens. Ein Schwanken darf es da nicht mehr geben: „Wer die Hand an den Pflug legt und blickt zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes."[2]) Da ist die Selbstverleugnung, die das Wort Jesu meint. Es ist nicht diese oder jene grosse Selbstüberwindung, diese oder jene Entsagung, sondern es ist die völlige Umkehrung der natürlichen Lebensrichtung, die gänzliche Hingabe des Eigenlebens an Gottes Sache. Wer sie durchgemaht hat, der hat nun nicht mehr ein privates Leben, zu dem Gottes Sache ein blosser Anhang wäre, sondern geht mit seinem Ich in Gottes Sache auf. Er ist damit noch nicht das, was wir etwa einen Heiligen nennen. Auch in ihm regen sich selbstische Triebe und natürliche Leidenschaften; aber er weiss, dass diese gerichtet sind durch die Sache, der er dient, dass Gott ihn schon durch die Sache selbst unaufhörlich richtet; er weiss, dass er Gott gehört, dass sein Reich den Sieg auch über alles bedeutet, was in uns widergöttlich ist.

Hier stossen wir auf einen Punkt von entscheidender Bedeutung: auf den Unterschied zwischen dem, was ich Nachfolge nenne und dem, was man so unter der sog. christlichen Religion und Sittlichkeit zu verstehen pflegt. Diese ist auf der einen Seite ein Ausstrecken der Hände aus einem Privatleben nach Gottes Gaben, nach seiner Hilfe und Gnade, und anderseits eine Summe von Regeln und Uebungen christlicher Frömmigkeit und christlicher Sittlichkeit, die man mehr oder weniger eifrig auf sich nimmt. Hier fehlt durchaus die Selbstverleugnung in dem echten, umfassenden Sinn des Wortes Jesu. Man legt sich wohl viele einzelne Selbstverleugnungen auf, aber nicht die Selbstverleugnung, die Aufgabe des Selbst an Gott. Im Vordergrund steht das Selbst. Es soll von Gott gerettet, getröstet, erhöht werden; Gott ist im Grunde sein Diener; es soll im Grunde sein Wille geschehen. Wenn für die Nachfolge die Losung lautet: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit," so für diese sog. christliche Religion und Sittlichkeit: „Trachtet am ersten nach eurem religiösen und sittlichen Vorteil, nebenbei könnt ihr dann auch etwa nach Gottes Reich und Willen fragen." Gott und sein Reich werden tatsächlich zum blossen Anhang eines privatim orientierten Lebens. Die Nachfolge aber ist ein Weg, der Weg vom Reiche zum Reiche; sie ist eine Sache, in der man sich selbst völlig verliert, die uns ganz und ohne

[1]) Matth. 16, 24.
[2]) Lukas 9, 62.

Rest in Anspruch nimmt. Da ist nicht mehr das private Leben hier und Gott dort, sondern das ganze Leben ist von Gott mit Beschlag belegt und hört auf, ein privates zu sein. Alles Tun ist auf Gottes Sache gerichtet, alles Hoffen und Zagen, alles Jubeln und Seufzen, alles Beten und Arbeiten gilt ihr, alles Fehlen und Straucheln ist Sünde gegen sie. Zwar bleibt das Tun und Sein unendlich hinter der vollkommenen Treue, der vollkommenen Ganzheit, dem vollkommenen Gehorsam zurück, aber die Orientierung des Lebens bleibt doch dieselbe. Es muss in aller Schroffheit gesagt werden: Wer sich mit dem Reiche Gottes einlässt, der darf es nicht nur halb und halb tun, ein privates und weltliches Leben führen und daneben, zur Verschönerung und Vertiefung dieses Lebens, noch ein wenig für das Reich Gottes schwärmen und gelegentlich etwas dafür tun. Dadurch wird die Sache des Reiches Gottes nur kompromittiert und es kommt für den, der sich so stellt, nichts heraus. Da gilt nun wirklich die sonst oft fälschlich gebrauchte Losung: Alles oder nichts! Wer neben ihm noch ein privates Leben haben will, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.

Von selbst wird die Nachfolge zum Kampf. Denn die Sache Gottes ringt mit einer Welt widergöttlicher Gewalten ausser uns und in uns. Und darum muss, wer in die Nachfolge tritt, das Kreuz auf sich nehmen. Das ist das Zeichen, das über allem steht, was wir vom Reiche und der Nachfolge zu sagen haben. Das Kreuz bedeutet ja auch nicht, wie in der üblichen Abschwächung der christlichen Privatreligion, allerlei Ungemach und Schmerzen des Lebens überhaupt, sondern das Leiden in Gottes Dienst und für Gottes Sache. Das Kreuz liegt schon in der Selbstverleugnung für Gottes Sache. Denn diese bedeutet einen Strich durch die Hoffnungen und Entwürfe des natürlichen und selbstischen Strebens. Das Kreuz ist nicht nur etwas, das auf diesem Wege gelegentlich auftaucht, sondern es ist das Zeichen, das über dem ganzen Wege steht, es ist, wie Förster sagt, der Querstrich, der von Gott aus durch die aufstrebende Linie des natürlichen Menschenwesens gemacht wird — zu seinem Heil. Es ist das gewaltigste Zeichen jener Umkehrung der Welt, die Gott und sein Reich bedeuten. Aber zu diesem Kreuz im allgemeinen Sinne über dem Wege der Nachfolge gesellt sich freilich eines im besonderen Sinne, ein direktes Leiden um Gottes Sache willen in Anfechtung durch die Welt, Einsamkeit, Entsagung, Not und Angst — wenn nötig bis in den Tod hinein. Ohne die Fähigkeit und Willigkeit, dieses Kreuz auf sich zu nehmen, gibt es keine Nachfolge, auch keinen ernsthaften Glauben an das Reich. Dieser tut sich gerade in einer freudigen Bereitwilligkeit kund, dieses Leiden auf sich zu nehmen. Das Kreuz ist das Zeichen höchsten Adels, es wird von Gott seinen treuesten Streitern angeheftet; ein Jünger Christi ist als solcher ein Kreuzritter. Zwar

sollen wir nicht übertreiben. Wir bleiben auch auf dem Wege der Nachfolge Menschen. Die via dolorosa bleibt, trotzdem Jesus uns darauf vorangegangen ist, hart, steil und steinig. Wer wirklich etwas vom Kreuz in diesem Sinn erfahren hat, der weiss, dass es unsäglich bitter sein und durch alle Tiefen der Erde und der Hölle führen kann, bis zur Angst der Gottverlassenheit. Trotzdem, es bleibt das Schönste und Grösste, was man erfahren kann. Es ist sozusagen die höhere Taufe der Seele, die sie von den Dämonen der Welt erlöst. Wir wollen uns darob nicht beklagen, wollen entschlossen, tapfer, getrost, leidensfreudig sein.

Ich sage das, liebe Freunde, weil ich glaube, dass wir uns darüber völlig klar sein müssen: wer sich mit dem einlässt, was das Grösste und Tiefste unseres Wollens bedeutet, der muss dafür leiden. Das ist ganz selbstverständlich. Wer das nicht will, darf sich gar nicht auf diesen Weg begeben. Und wer es erfährt, darf sich nicht darüber wundern. Es ist zwar natürlich, dass wir dies dennoch tun, so wie es natürlich ist, dass wir uns über die Tatsache des Todes wundern, so selbstverständlich sie zu sein scheint; aber dieses Staunen muss doch rasch übergehen zur Klarheit darüber, dass es so sein muss und zuletzt doch zur Freude darüber, dass wir leiden dürfen. Denn das Grösste und das Beste des Lebens ist es doch und es ist nicht bloss Ironie, wenn der Meister seinen Lieblingsjüngern an Stelle des Sitzens zu seiner Rechten und Linken im Reiche Gottes verspricht, dass sie seinen Kelch trinken und mit seiner Taufe getauft werden dürfen.

Das alles sind aber noch Dinge, die, so schwer sie auch fallen mögen, doch grundsätzlich betrachtet sich von selbst verstehen. Es handelt sich um den Kampf mit Fleisch und Blut, nicht um Probleme. Solche erheben sich aber, sobald wir einen Schritt weiter gehen. Erinnern wir uns nun daran, dass das Reich Gottes eine Umkehrung der Welt bedeutet, dass wir darum selbst nur durch eine völlige Umkehr hineingelangen können. Aus dieser Tatsache entstehen jene Probleme, die uns heute entgegentreten und die gerade uns besonders zu schaffen machen. An dieser Stelle lenken wir wieder in jenen Gedankengang ein, der uns von unserem Hoffen und Glauben für die Welt zu den Aufgaben unseres persönlichen Lebens führte. Es handelt sich für uns nicht bloss im allgemeinen um die persönliche Lebensführung im Dienste des Reiches Gottes, sondern um die besonderen Forderungen, Fragen, Aufgaben, die aus unserer besonderen Sache aufsteigen. Also kommen für uns nicht bloss die allgemeinen Probleme derer, die dem Reiche Gottes dienen wollen, in Betracht, sondern ganz bestimmte, einzelne, die uns gerade auf unserem Wege begegnen.

5. Die Bergpredigt.

Diese Probleme decken sich weithin mit dem, was wir die Probleme der Bergpredigt nennen können. Ich verstehe hier unter Bergpredigt nicht bloss das, und auch wieder nicht alles das, was in den Kapiteln fünf bis sieben des Evangeliums nach Matthäus und den entsprechenden Abschnitten der andern Evangelien geschrieben steht, sondern dasjenige im Evangelium, was Vinet das „Ausserordentliche" nennt, alles das, was in sittlicher Beziehung sozusagen in eine Ueberwelt führt. Denn die Bergpredigt ist der paradoxeste Ausdruck jener völligen Umkehrung der Welt, die das Reich Gottes meint. Hier werden nicht nur, in schroffem Gegensatz zu den Wertungen der Welt, die Armen, die Leidenden, die Unterdrückten und Verfolgten, die Hungernden und Dürstenden selig gepriesen, sondern wird auch verlangt, dass wir nicht widerstehen dem Uebel, sondern dass wir dem, der uns einen Schlag auf den rechten Backen gibt, den andern hinhalten, dem, der uns den Rock nehmen will, auch den Mantel geben, mit dem, der uns eine Meile zwingen will, zwei gehen, dem geben, der uns bittet und uns nicht abwenden von dem, der uns abborgen will. Es wird uns gesagt, dass wir unsere Feinde lieben sollen. Und es wird uns, was fast noch schwerer scheint, gesagt, dass wir nicht sorgen sollen, sondern Gott sorgen lassen, der für die Vögel des Himmels und die Blumen des Feldes sorgt. Wenn wir „Bergpredigt" in einem weitern Sinne nehmen, so tritt uns dazu vor allem noch die Forderung der Entäusserung von Besitz, des völligen Bruches mit unserer geistigen und leiblichen Umgebung und der furchtlosen Bereitschaft zum Bekennen und Leiden entgegen. K ö n n e n wir das? S o l l e n wir das? Dass wir es tun, wird aus irgend einem Grunde, wohl nicht ganz mit Unrecht, gerade von uns erwartet. Auch wir selbst erwarten es sozusagen von uns. Es scheint wohl einer inneren Notwendigkeit zu entsprechen, dass, wer an das Reich glaubt, sofort zur Bergpredigt kommt.

Aber wie verhält es sich mit uns? Wir stehen beschämt, weil wir vor diesem Masstabe nicht standhalten; wir stehen vielleicht auch unschlüssig, weil wir nicht wissen, ob das wirklich ein Weg für uns ist oder nicht, ob er vielleicht überhaupt unmöglich ist oder ob er einen andern Sinn hat als den, dass wir ihn gehen könnten und sollten. Jedenfalls steht es so: die Bergpredigt ist uns eine Beschämung und eine Unruhe, gerade uns.

Wie soll ich in wenigen Worten vom Sinn der Bergpredigt, dieser alten, schweren Sache, reden können? Ich kann es bloss, weil ich es für meine Aufgabe halte, diese Fragen weniger zu beantworten, als sie so recht eindringlich zu u n s e r n Fragen zu machen. Es gibt eine Auffassung der Bergpredigt, wonach diese wirklich von vornherein nicht den Sinn hätte, ein Weg für uns zu sein. Sie

sei eschatologisch zu verstehen, das heisst: sie zeige etwas, was erst im vollendeten Reiche Gottes geschehen könne und werde, aber nicht etwas, was jetzt möglich wäre. Nicht selten wird diese Behauptung so gewendet, dass die Bergpredigt uns bloss zeigen wolle, was wir sollten, aber nicht könnten, also eine blosse göttliche Ironie sei. Ich halte diese Auffassung für falsch. Nichts, gar nichts in den Worten Jesu deutet darauf hin, ja, diese Worte, die so einfach, so hoch und licht wie im Firnschnee leuchtende Berggipfel vor uns stehen, bekämen damit etwas, das anzunehmen mir fast wie Lästerung erschiene. Nein, diese Worte sind eben die Erlösung von der Welt, die Jesus uns ankündigt; diese Worte sind Glanz von dem Reiche Gottes, das er predigt und bringt; dieser Weg ist ein Weg für uns, sobald wir etwas vom Reiche Gottes spüren. Das ist ja freilich die Vorbedingung. Ich will mich nicht für zu gut halten, oft Gesagtes noch einmal zu sagen: Die Bergpredigt ist selbstverständlich nicht ein Weg für solche, die nichts von Gott wissen oder wissen wollen, sondern bloss der Weg für die Jünger. Weil solcher nach der Meinung des Neuen Testamentes stets wenige sind, so werden auch wenige die Bergpredigt fassen und als ihren Weg verstehen. Sie ist, mit andern Worten, der Weg der Gemeinde Christi. Darum kann sie nicht in eine fremde Welt, etwa in die Politik und das Wirtschaftsleben, auf gleiche Weise hineingestellt werden, wie etwa ein allgemein anerkanntes oder Anerkennung forderndes soziologisches Gesetz. Wohl aber kann sie von der Gemeinde aus revolutionierend in Politik und Wirtschaftsleben einbrechen. Vor allem darf man die Bergpredigt nicht als etwas betrachten, das man seufzend auf sich nähme, weil man eben doch ein „Christ" sein möchte. Sie ist in uns nur echt, wenn sie eine Freude ist — nicht ein Müssen, sondern ein Dürfen, nicht ein Gesetz, sondern eine Erlösung. Die Bergpredigt ist nicht eine moralische Forderung von unerhörter und fast unmöglicher Schwere, die auf unsere schwachen Schultern gelegt werden sollte und sie erdrücken müsste, sondern sie ist eine Gabe, eine Erlaubnis, eine Freiheit, die höchste von allen Freiheiten, sie ist, wie ich soeben gesagt, die Erlösung von der Welt mit ihrem furchtbaren Druck, gerade auch ihrem moralischen Druck. Ihr Sinn ist im Grunde nicht schwer zu fassen: sie ist einfach das, was in unserer Seele wird, wenn wir von Gott berührt werden, von Gott, dem Heiligen, der unser Vater ist; gerade so wie die Hoffnung auf das Reich und der Glaube daran in unserer Seele entsteht, wenn wir mit ihm, dem Lebendigen, in wirkliche Verbindung treten. Es ist kein Zufall, wenn im Evangelium nach Matthäus, das wohl auch nicht zufällig am Anfang des Neuen Testamentes steht, unmittelbar auf die Ankündigung des Reiches durch Johannes und Jesus die Bergpredigt folgt. Von Gott und

seinem Reiche führt der Weg sofort zur Bergpredigt. Keine Rede davon, dass wir, um sie zu verstehen und zu leben, bis zur Vollendung des Reiches Gottes warten müssten. Mit vielem müssen wir gewiss darauf warten, vielleicht auch mit einer vollendeten Erfassung und Verwirklichung der Bergpredigt. Dies Los teilt sie mit unserem Glauben und Hoffen; auch für dieses heisst es: „Es ist noch nicht erschienen": es ist noch nicht vollendet; wir warten auf die Erfüllung. Aber sind wir deshalb ohne Glauben und Hoffen wie die Heiden? So mag es uns heute noch an der Vorbedingung zu vielem fehlen, was in der Bergpredigt an letzten Möglichkeiten angedeutet ist; wir müssen damit warten. Aber nicht mit ihrem Verständnis und ihrer Verwirklichung überhaupt.

Allerdings, auch dies zu bemerken sei nicht versäumt, muss die Bergpredigt mit Geist verstanden werden. Ohne irgendwie ihren Ernst abzuschwächen, müssen wir, wie immer bei Jesu Worten, von einer groben Wörtlichkeit absehen, und zwar gerade auch, weil diese zu wenig ernst wäre. Dann aber, ihrem Sinne nach, ist sie das, dem wir nicht entgehen können, wenn wir von dem Gotte, der uns im Reiche Christi entgegentritt, berührt und erfasst sind. Denn dann wird Armut zum Reichtum, Verfolgtsein zur Freude. Dann wird Sorge zur Sünde. Dann können wir dem Bösen nicht mehr mit Bösem begegnen und nicht mehr auf unserem Rechte als einem Letzten bestehen; dann dürfen wir die innere Verbindung mit dem Feinde nicht abbrechen; dann müssen wir in jener Reichsunmittelbarkeit leben, die spricht: „Zu den Alten ist gesagt, ich aber sage euch," jenseits des Menschengesetzes allein im Gesetz Gottes, der die Freiheit ist — und das ist es ja, was in unendlicher Gewalt des Ernstes und unendlicher Herrlichkeit die Worte Jesu meinen. Es ist einfach die Welt Gottes, des Allmächtigen, Heiligen, Gütigen, die Welt Gottes, des Herrn und des Vaters, gegenüber unserer Welt der Gier, der Sorge, des Macht- und Besitzstrebens, der Rechthaberei und des Hasses. Wir gehen diesen Weg in dem Masse, als wir dem gehorchen, was Gott in uns fordert und wirken will. Wenn wir ihn nicht gehen oder schlecht gehen, so darum, weil wir überhaupt immer wieder von Gott abfallen, der Welt mehr glauben und dienen als ihm; aber deshalb bleibt doch bestehen: der Weg der Bergpredigt ist der Weg Gottes, es ist der Weg, den man geht, wenn man — in dem Sinne, der jetzt klar ist — einen Gott hat und ihm gehorcht. Wenn wir die Welt Gottes vertreten wollen, so müssen wir die Bergpredigt leben; — nein, wir müssen nicht, sondern es ist unsere höchste Freude, das Müssen ein herrliches Dürfen.

Ich weiss, hier entstehen neue Fragen, die zu beantworten nun aber nicht meine Aufgabe sein kann. Zum Teil kann es die Aussprache tun, im übrigen wollen und können wir ja heute mehr Fragen stellen als beantworten.

6. Die Armut.

Von diesem immerhin noch allgemeinen zweigt sich ein besonderes Problem ab, das uns auf unserem Wege begegnet und das freilich auch ein altes Problem der Nachfolge ist: es liegt im Verhältnis zum Besitze. Wenn dieses Problem gerade jetzt auftaucht, nach der Erörterung über die Bergpredigt, so ist das wieder kein Zufall. Denn wenn die Bergpredigt die paradoxeste Erläuterung jener Umkehrung der Welt ist, die das Reich Gottes, die Gott bedeutet, so tritt diese Umkehrung nirgends deutlicher hervor als an diesem Punkte; wenn Mammon der Herr der Welt ist, wenn es wahr ist: „Nach Gold drängt, Am Golde hängt Doch alles," so kann es keine stärkere Umkehrung der Welt geben als die Armut. Diese aber steht an der Eingangspforte des Reiches: „Selig sind die Armen, denn ihrer ist das Himmelreich." Armut ist hier freilich ein umfassender Begriff. Auch die „geistlich Armen" sind gemeint. Armut ist einfach die rechte Grundeinstellung des Menschen zu Gott in allen Dingen. Aber freilich ist das Verhältnis zum materiellen Besitz im Evangelium von ganz besonderer Wichtigkeit. Wie ich nun früher angedeutet, werden wir schon durch unsere Stellung zum Sozialismus darauf gestossen. Wir bekämpfen den Kapitalismus nicht nur als wirtschaftlich-gesellschaftliche Macht, sondern auch und in erster Linie als Mammonismus des Herzens. Und nun wissen wir, dass das Evangelium in dieser Beziehung sehr streng ist. Der Kampf zwischen Gott und Mammon wird auch in der Bergpredigt als entscheidend wichtig erklärt. Und erst wenn wir von Nachfolge reden, dann taucht fast von selbst die Entäusserung vom Besitz, die Armut vor uns auf. Wir sehen einen Franz von Assisi vor uns und können nicht umhin, in ihm einen Nachfolger Christi zu erkennen, dem nur ganz blinde theologische Voreingenommenheit die Echtheit abstreiten könnte. Ja, ihn, den nun ein Jubiläum misshandelt, den eine Kirche und ein Staat, dieser von dämonischer Machtgier besessen, jene jedenfalls weltlich gross und reich, verherrlichen, während sein Wesen und seine Botschaft sie richtet, wollen wir in inniger Freude und Dankbarkeit grüssen. Wir hören mit ihm das Wort Jesu an den reichen Jüngling: „Verkaufe, was du hast und gib es den Armen, und dann komm und folge mir nach," und das andere Wort: „Wer unter euch nicht absagt allem, was er hat, der kann mein Jünger nicht sein." Davon werden viele von uns im tiefsten beunruhigt. Auch abgesehen von diesen bestimmten Worten beunruhigt uns

schon das Bewusstsein der Bruderschaft und Solidarität, wenn wir den Unterschied zwischen unserer Lebensstellung und dem unserer darbenden Brüder und Schwestern vergleichen. Und endlich beunruhigt uns die Tatsache, dass an allem Besitz so viel Unrecht klebt, diese Tatsache, die auch in dem Worte Jesu ausgedrückt ist, das vom „Mammon der Ungerechtigkeit" redet.[1]) Das Verhältnis zum Besitz, das uns als Sozialisten zu schaffen macht, bedrängt uns noch ungleich mehr als Christen. Unser Leben ist halb und schief, vom bösen Gewissen verfolgt, bis dies Verhältnis in Ordnung ist.

Und wie bringen wir es in Ordnung?

Liebe Freunde! Wie gross, wie herrlich, ja wie befreiend wäre es, wenn wir wirklich tun könnten, was Franziskus getan hat, alles weggeben, was wir haben, seis viel, seis wenig! Das schiene uns das Rechte, das Ernste, das Schönste! Und doch glaube ich nicht, dass das die Meinung Jesu ist und ich sage das sicher nicht, um dem anscheinend schwersten Wege selber zu entgehen und ihn andern zu ersparen. Vielmehr muss ich auf Grund meiner Erfahrung und des Neuen Testamentes diese Sache weiter fassen. Ich stosse bei meinem Ringen mit diesem Problem stets auf zwei Wege. Eigentlich ist es ja nur ein Weg, der sich aber in zwei Aeste spaltet. Die eine grosse Grundwahrheit dieser Sache ist, wie ich meine, die, dass wir keinen eigenen Besitz haben, dass all unser Besitz, prägnant ausgedrückt, Gott und dem Bruder gehört. Das muss unsere Grundempfindung und grosse Beunruhigung sein. Wer diese Beunruhigung nicht empfände, der könnte wohl kaum als Jünger Christi angesprochen werden. Das Verhältnis eines Menschen zum Besitz bleibt nun einmal der schärfste Prüfstein für sein Verhältnis zu Gott. Was für ein Verhalten aber folgt nun aus dieser Grundwahrheit, die unsere Grundempfindung sein muss? Ich antworte: Dass wir unsern Besitz durchaus in den Dienst Gottes und der Brüder stellen — restlos. Wir sind, wenn wir Besitz haben, nur Verwalter Gottes.

Wenn ich dies sage, so weiss ich genau, was man mir entgegnen wird: „Das ist ja das, was man immer gesagt hat; so steht es ja in jedem Leitfaden für Konfirmanden und in jedem Lehrbuch christlicher Ethik zu lesen. Aber was hat es genützt? Ist dadurch verhindert worden, dass heute der Mammonismus die Welt beherrscht wie noch nie? Wie hat man die Verwaltung des Besitzes im Namen Gottes aufgefasst? Im besten Fall so, dass man damit sparsam umging, sich verpflichtet fühlte, das Vermögen ungeschmälert oder wenn möglich vermehrt den Erben zu hinterlassen, Gottes Teil aber in Almosen, Gaben für wohltätige Zwecke und Testamentsverfügungen für Mission und Armenanstalten erledigte. Was ist uns geholfen, wenn man diese alte Antwort wieder auffrischt?

[1]) Vergl. Matth. 19, 21; Luk. 14, 33; Luk. 16, 9 u. 11.

Ich erwidere: Diesen Einwand verstehe ich nur zu gut und lasse sein Recht gelten, aber er hebt meine Behauptung nicht auf. Dass es eine alte Antwort ist, kann kein Einwand sein. Es ist vielleicht gerade unsere Aufgabe, allerlei alte Antworten wieder aufzufrischen. Sie steht nun einmal auch im Neuen Testament, dem doch niemand mangelnden Ernst oder gar Bürgerlichkeit vorwerfen wird. Es ist durchaus nicht so, dass dort von allen, die auf das Reich warten, der völlige Verzicht auf ihren Besitz gefordert wird. Auch Jesus tut dies nicht. Wohl aber ist klar, dass dort mit unerbittlichem Ernste und grosser Selbstverständlichkeit festgehalten wird, dass wir nur Verwalter sind, dass der Besitz Gott und dem Bruder gehört. Und nun sage ich: Daraus muss Ernst werden! Dann ist alles in Ordnung. Und das ist nun eine Aufgabe der kommenden Erweckung der Christenheit. Freilich sehe ich genau, dass man diese weitgespannte Wahrheit zur Bequemlichkeit missbrauchen, dass man unter dem Vorwand, den Besitz für Gott und den Bruder zu brauchen, sich selbst damit das Leben schön und und leicht machen kann. Aber ich frage: Wer stellt uns Bürgschaft für den Ernst der Menschen — wenn es ihnen nun einmal nicht ernst ist? Ist es ihnen ernst, dann ist jene Grundwahrheit genug, ist es ihnen aber nicht ernst, dann stellt die strengsten Regeln für sie auf, und sie werden sie nur desto sicherer umgehen. Der Ernst muss von Gott selbst kommen, der eine Erweckung der Seelen schafft. Und ich denke, dass er in gewaltigen kommenden Erschütterungen von aussen und von innen her ihn schaffen wird. Wie der Krieg das Gewaltproblem in den Mittelpunkt der religiösen Probleme gerückt hat, so werden die sicher nicht aufhörenden sozialen Erschütterungen es mit dem Problem des Besitzes oder der „evangelischen Armut" tun. Franziskus wird auf die Weise, die den neuen Tagen entspricht, zu seinem neuen Rechte kommen.

So sage ich denn: in diesem unerbittlichen, gegen Selbstbetrug vorsichtigen Ernst lasst uns das was wir haben tatsächlich und ehrlich Gott und den Brüdern zur Verfügung stellen, indem wir es als Verwalter ihnen dienen lassen. Lasst uns tief von dem Bewusstsein durchdrungen sein, dass unser Besitz nicht uns gehört, dass wir dafür Gott und den Brüdern Rechenschaft schuldig sind, dass er in diesem Sinne ihnen gehört. Lasst uns dabei, was unerlässlich dazu gehört und nicht umsonst im Evangelium so enge damit verbunden ist, die Mahnung tief ins Herz prägen: „Sorget nicht — Gott sorgt." Das „Sorget nicht" ist, was die Armut, ein Grundmoment der ganzen Wahrheit der Bergpredigt. Was für Pflichten sich daraus im Einzelnen ergeben, kann ich hier nicht weiter ausführen. Das kann auch nur der Einzelne in seiner besonderen Lage wissen. Hier muss im höchsten Ernst doch die höchste Frei-

heit des Reiches Gottes walten. Nur zweierlei darf ich vielleich rasch hervorheben: irgendwelche Ueppigkeit, irgendwelcher egoistischer Luxus des Lebens — worunter ich aber nicht Lebensschönheit und Lebensfreude verstehe — scheint mir durch die Grundwahrheit dieser Sache ausgeschlossen, wenigstens so lange, als es noch Armut und Elend gibt, und ebenso klar scheint, dass wir unsere Sache durch nichts so furchtbar kompromittierten, als wenn man an uns mammonistische Gebundenheit, Härte, Gier, Selbstüberhebung beobachten könnte.

Aber noch eins habe ich zu sagen, und das ist eine sehr wichtige Ergänzung. Es gibt noch einen zweiten Weg, jener Grundwahrheit gerecht zu werden. An bestimmte Menschen mag doch die Aufforderung Jesu: „Verkaufe, was du hast und gib es den Armen" herantreten; für sie mag die Entäusserung von allem Besitz eine freie Notwendigkeit werden. Entweder empfinden sie den Besitz als allzuschwere Versuchung, oder sie haben eine Berufung, die sie als Besitzlose besser erfüllen können, oder sie hören einen Ruf Gottes, der gerade das von ihnen fordert. Das ist dann ein Fall, von dem was ich Nachfolge Christi im engeren Sinne nennen möchte, etwas was nicht alle Jünger tun müssen, sondern Einzelne besonders Gerufene und Erwählte. Nur der Erwählte selbst kann wissen, ob er diesen Weg gehen soll, wie und wie weit er ihn gehen soll. Er darf ihn jedenfalls nicht gehen, wenn er ihm nicht eine hohe Freude und Befreiung ist, wie er es ja dem Franziskus war. Unter dieser Voraussetzung aber halte ich es für notwendig, dass dieser Weg immer wieder Menschen finde, die darauf gehen. Dante vertritt ein grosses Recht, wenn er, mit Franziskus, der Armut in der Christenheit immer einen Königinnensitz eingeräumt sehen will. Dadurch vor allem wird der Thron Mammons gestürzt. Solche Menschen und Bewegungen sorgen dafür, dass die Beunruhigung in der Besitzfrage nicht aufhört, dass jener Ernst eintritt, der die alte Wahrheit lebendig macht. Diesen Weg geht auch in unserer heutigen Mammonswelt da und dort eine hohe Seele. Es geht ihn auf besonders erschütternde Weise unser Freund Kees Boeke. Auf ein gewaltiges Vermögen verzichtend, lebt er mit einer Frau aus reichster und vornehmster Familie und einer grossen Kinderschar wie ein Bettler. Es ist gewiss nicht unser aller Weg, wohl nicht der eines Einzigen unter uns, aber es ist ein Weg, dem der Segen nicht fehlen wird, ein Weg, der hilft, die Seelen zu dem gewaltigen Ernst des Verhältnisses zwischen Gott und Besitz aufzurütteln und die Gewalt Mammons zu brechen.

Wenn ich meine Auffassung dieses Problemes kurz zusammenfassen soll, so sage ich: Eine Entäusserung unseres Besitzes, ein Verkauf, eine Hingabe an Gott und den Bruder ist von uns allen gefordert. Sie sind auf beiden von mir geschilderten

Wegen (zwischen denen es selbstverständlich viele mittlere gibt) möglich. Wenn es uns bloss ernst ist!

In diesem Sinne ist die Armut, wie Franziskus und Dante mit dem Evangelium meinen, ein Grundmoment, gleichsam das Vorzeichen alles Christentums im Sinne des Neuen Testamentes. Eins ist meine Hoffnung: dass aus unserer Mitte auf alle Fälle, seis in dieser, seis in jener Gestalt, ein Strom antimammonistischer Kraft hervorbreche. Ein Durchbruch muss von uns auf diesem Gebiete jedenfalls geschehen.

7. Die Gewaltlosigkeit.

Ein weiteres, besonderes Problem des persönlichen Lebens, das vielen unter uns zu schaffen macht, ist das Verhältnis zu der Macht, die wir Gewalt nennen. Auch hier handelt es sich um eine der fundamentalen Umkehrungen des Weltwesens durch das Reich Gottes. Denn welcher Trieb hat tiefere Wurzeln in unserem natürlichen Wesen als der nach Durchsetzung unseres Selbst um jeden Preis? Das Problem entsteht für uns wieder aus der Tatsache, dass wir Sozialisten und dass wir, um nochmals dieses etwas kompromittierte Wort zu brauchen, Christen sind. Als Sozialisten sind wir gegen den Krieg; wir sind aber als religiöse Sozialisten nicht nur gegen den Völkerkrieg, sondern in unserer grossen Mehrheit auch gegen die Aufrichtung des Sozialismus durch das Mittel der Gewalt. Aber sind wir auch gegen den Klassenkampf? Sind wir gegen den Kampf überhaupt und gegen jede Gewalt? Wir sind als Jünger Jesu — um nun dieses vielleicht allzukühne Wort zu gebrauchen — dazu berufen, Frieden zu schaffen, Frieden zu verkündigen; aber wie stellen wir uns dann zu dem Kampfe um soziale Gerechtigkeit? Es gilt für uns das Wort: „Selig sind die Friedebringer, denn sie sollen Söhne Gottes heissen," und es gilt das andere, dass wir nicht widerstehen sollen dem Bösen. Wie können wir mit solchen Losungen Kämpfer sein, im sozialen Ringen Partei nehmen? Das ist das alte tragische Problem, das auf dem religiösen Sozialismus lastet und gewiss vielen von uns eine ewige Unruhe des Gewissens ist. Von aussen kommt es an uns so gut wie von innen. Es stossen uns darauf unsere sozialistischen Gegner und auch Freunde, indem sie fragen: „Wie könnt ihr rechte Kämpfer für unsere Sache sein, wenn ihr doch an das Evangelium glaubt, das vor allem Frieden stiften will?" Es stossen uns darauf aber auch — mit mehr oder weniger Recht — die Christen, indem sie uns fragen: „Wie könnt ihr, die ihr doch auf Versöhnung aus sein solltet, das Schwert schwingen, scharfe Kampfesworte sagen?" Es stossen uns darauf, wie ich schon angedeutet, die Gegner des Kampfes gegen den Krieg, indem sie uns fragen: „Uebt ihr denn in eurem eigenen Leben nie und nirgends Gewalt? Seid ihr bereit, darauf restlos zu verzichten?"

Man könnte nun wohl sagen, das sei nicht eigentlich ein Problem des persönlichen Lebens, sondern eins von allgemeiner und prinzipieller Tragweite, und gewiss ist dem so. Es hat denn auch noch eine andere Gestalt, als die, worauf ich jetzt allein Rücksicht nehme. Aber auch hier, wie in der Besitzfrage, spitzt sich das allgemeine und grundsätzliche Problem zu einem persönlichen zu. Es stellt sich dann so dar: Wie wir nicht recht gegen den Mammonismus kämpfen können, ohne dass unser Leben sich entsprechend gestaltet, so können wir nicht gegen die Gewalt kämpfen, wenn wir dem Gewaltgeist in unserem persönlichen Leben dienen und in unserem Kampfe zum Ausdruck bringen. Wir müssen überall dem Gewaltprinzip absagen, wenn wir Frieden verkündigen wollen. Aber dann erhebt sich ja der Einwand: Sollen wir denn überhaupt den Kampf vermeiden? Sollen wir überall bloss vermitteln, bloss Versöhnung predigen? Beides um jeden Preis? Das wäre auch wieder nicht das Rechte, entspräche übrigens auch nicht dem Beispiel Jesu selbst. Und es ist ja ohne weiteres klar, dass wir die Bergpredigt wie das ganze Evangelium nicht in einem unmännlichen, weichlichen, passiven Sinne verstehen dürfen. Das Evangelium ist die ungeheuerste Energie und Aktivität des Kampfes gegen das Böse, die es gibt und die sich denken lässt. Es braucht unter uns nicht gesagt zu werden, dass das: „Ihr sollt nicht widerstehen dem Bösen" nicht bedeutet: „Ihr sollt das Böse nicht bekämpfen!" sondern bloss: „Ihr sollt das Böse nicht auf seinem eigenen Boden und mit seinen eigenen Waffen, sondern von der Höhe her, mit einer überlegenen Kraft bekämpfen." Mir steht fest, dass wir als Kämpfer für das Rechte, für Gottes und der Menschen Sache, eine unbedingte Schärfe der Wahrheitsrede mit einer ebenso unbedingten Kraft der Güte, eine leidenschaftliche Parteinahme für das, was wir für recht halten, mit einer grenzenlosen Freiheit des Sinnes und Weite des Herzens verbinden sollten. Wo eines von diesen beiden Elementen fehlt, da ist nicht der ganze Jesusgeist auf dem Plan. Eine Weichheit, die nicht kämpfen, Partei nehmen, herb sein kann, verfehlt ihn. Man neigt zwar heute, auch etwa unter uns, vielfach dazu, zum Teil aus Reaktion gegen die Brutalität des Krieges und andere Erscheinungen der Zeit, zum Teil vielleicht doch auch aus Schwäche; aber dabei geht nach meiner sehr bestimmten Empfindung die Hälfte der Wahrheit verloren. Unser im Relativen zerfahrenes Geschlecht bedarf aber wohl gerade der Erweckung und Stählung durch die Schärfe unerbittlichen Wahrheitszeugnisses. Ebensosehr freilich geht die ganze Wahrheit verloren bei einer Schärfe, über der die Liebe vergessen wird. Zwischen diesen beiden Einseitigkeiten schwanken die Meisten von uns hin und her. Viele von uns fehlen mehr nach der einen, viele mehr nach der andern Seite,

nicht leicht einer trifft die ganze Wahrheit. Gibt es wohl eine Verbindung beider Elemente, eine Ueberbietung des Gegensatzes in einer höheren Einheit?

Liebe Freunde! Ich glaube wohl, dass es dies gibt. Zwar zwingt die Aufrichtigkeit mich, auch nur den Schein des Anspruches abzuweisen, als ob ich diese Verbindung persönlich zu verwirklichen vermöchte. Aber alle Schwäche des eigenen Vollbringens hindert mich nicht zu sehen, worauf es ankäme. Ich darf nun das grosse Wort nicht scheuen: Die Verbindung bestünde in der Liebe — in einer Liebe, die so gross wäre, dass man ihren Ton erschütternd auch aus der herben Wahrheitsrede fühlte, einer Liebe, die zürnen, strafen, hart die Wahrheit sagen müsste, eben um der Liebe willen. So ist es in Jesus. Er, der Herbste, ist auch der Zarteste, seine unendliche Liebe ist so unendlich scharf. Und sie redet zuletzt vom Kreuz aus! Das erschüttert die Herzen, dass sie seine Wahrheit hören müssen. Und diese Liebe, die in ihrer Heiligkeit so scharf ist, das ist eben das Göttliche, das ist Gott selbst. Das ist das Geheimnis dieser Verbindung, und das scheint mir auch für uns die Lösung zu sein, die wir suchen müssen. Unsere Schärfe müsste aus der Liebe, dem Mitleid der Liebe, kommen, nicht aus Hass, Rache- und Gewaltgeist, anmassender oder empfindlicher Ichsucht, und man müsste das spüren können. Sie müsste darum zuerst am Herzen Gottes, des Heiligen aber auch Barmherzigen, geläutert sein. Sie müsste aus tiefem Schmerz stammen, nicht aus der Lust am Wehtun oder gar einem selbstgerechten Richtgeist, aus dem Verstehen und Helfenwollen, nicht aus Ungerechtigkeit und Härte. Und um das Allerletzte zu sagen: die höchste Liebe, die nicht in Weichlichkeit, sondern in herbster Kraft nur liebt, nur duldet, nur vergibt, ist von selbst die schärfste Richterin. Wieder stehen wir vor dem Geheimnis des Kreuzes. Dem Kreuze entgeht auch diese Liebe nicht, aber das Kreuz ist auch die höchste Verbindung von Wahrheitsdienst und Liebesopfer; es allein ist immer die wahre Vermittlung und Versöhnung.

Wenn wir, liebe Freunde, zwar in grosser persönlicher Unvollkommenheit, aber in sicherer Orientierung darnach diese Stellung einnähmen, so würde unsere innere und äussere Haltung völlig einheitlich. Wir wären dann die schärfsten Kämpfer gegen das soziale Unrecht, viel schärfer als alle reinen Klassenkämpfer, die im Grunde der Macht, die sie bekämpfen, selber huldigen, aber wir wären es nicht im Geiste der Gewalt, nicht im Namen eines rein gesellschaftlich orientierten und vielleicht gar noch hassvoll verstandenen Klassenkampfes, wir streckten damit gleichzeitig die Hände nach dem Gegner aus, Verbindung suchend, ja wir suchten in allem Gegensatz die Verbindung, in allem Kampf den Frieden.

Wir wären die leidenschaftlichsten Antimilitaristen, aber nicht in einem Geiste, der im Grunde nur ein feiner Militarismus ist, sondern aus wirklichem Widerwillen gegen die Gewalt, aus Abscheu gegen jene Gewalt, die Brudermord wird und das göttliche Ebenbild im Menschen schändet, aus suchender Liebe. So meine ich, sollen und können wir unerbittliche Kämpfer sein und doch Friedebringer, so sollen und können wir Streiter sein und doch Versöhner. Beides ist freilich wieder nur möglich, wenn wir der Verheissung bedenken: „Sorget nicht, Gott sorgt, redet Wahrheit und seid der Liebe treu — fürchtet euch nicht!" Denn wir wollen uns keinen Illusionen hingeben: auch wir werden damit nicht etwa der Anfechtung entgehen, nicht etwa beliebter werden, im Gegenteil tiefer beunruhigen und stärker gehasst und verfolgt werden, eben als die, welche tiefer beunruhigen — wir werden und wollen dem Kreuz nicht entgehen. Aber auch hier wird das Kreuz die tiefste Versöhnung sein. Vor ihm allein beugen sich die Dämonen.

Vor dieser Hauptsache, wenn Ernst waltet, müssen Spitzfindigkeiten zurücktreten, mit denen man uns etwa vexieren will: wie weit wir die Gewaltlosigkeit treiben, wie wir, wenn Einer und so fort und so fort! Es handelt sich für uns nicht um ein Dogma von der Gewaltlosigkeit, wie überhaupt nirgends um ein Dogma, sondern um die Besiegung eines der Grundfeinde Gottes und seines Reiches, jenes dämonischen Triebes nach Selbstdurchsetzung um jeden Preis, der zu jener Macht führt, die wir Gewalt nennen. Dieser Macht müssen wir mit Gott Herr werden, wir müssen auch an diesem Punkte die Umkehr des Reiches Gottes vollziehen. Darauf kommt es an. Dann werden wir für das Einzelne in Freiheit den rechten Weg finden und mit der Zeit auch dort Siege erringen, wo jetzt noch kein Zugang zu sein scheint. Das Wesentliche ist, dass wir stärker werden in jener Liebe, die auch wahrhaftig ist, weil sie als selbstlos keine Furcht kennt. Vielleicht darf auch gerade an dieser Stelle an das erinnert werden, was ich die Nachfolge im engern Sinne genannt habe. Gewiss sind gerade in diesem Kampfe gegen das Reich der Gewalt, wie überall auf dem Gebiete, wo wir uns jetzt befinden, besondere Berufungen und besondere Taten und Siege möglich. Dass die Dienstverweigerung, um nur dies eine Beispiel zu nennen, eine solche ist, werden wir alle zugeben. Gewiss aber sind noch andere möglich und werden hervortreten, wenn es dafür Zeit ist. L. Ragaz.

(Schluss folgt.)